

SONDERDRUCK AUS:

Klaus-Dieter Ertler (Hg.)

Romanistik als Passion

Sternstunden der neueren Fachgeschichte II

LIT



Samuel Gray

Lothar Wolf

Romanistik als Beruf ohne Grenzen

ein Interview von Ursula Reutner

1. Dialektologie – mit dem Motorrad durch das Massif Central

Als Assistentin durfte ich Sie als Dialektologen, Kanadisten und Sprachhistoriker kennenlernen. Beginnen wir mit der Dialektologie. Wie kamen Sie zu dieser Disziplin?

Das beginnt praktisch mit meiner Dissertation. Mein romanistischer Lehrer Kurt Baldinger sagte mir nach dem Staatsexamen, er sähe es ganz gerne, wenn ich bei ihm promovieren würde und bot mir eine Hiwi-Stelle an. Da Baldinger nun u. a. Urkunden-Spezialist war, befürchtete ich, dass er mir womöglich mittelalterliche Urkunden für meine Doktorarbeit geben würde. Da habe ich mir überlegt, wie ich das umgehen könnte, bin zu ihm hingegangen und habe als *captatio benevolentiae* eine Anekdote von Lommatzsch erzählt, der einem Studenten auf die Frage, worüber er promovieren solle, antwortete: „Ja, wissen Sie, junger Mann, das ist genauso, wie wenn Sie mich fragen, welche Frau Sie heiraten sollen.“ Da lächelte Baldinger etwas, und ich habe ihm zwei Themen vorgeschlagen, eines zum Anglofranzösischen, ein anderes zu Tiernamen im Massif Central. Für das Erste war er kein Spezialist, auch gefiel ihm der Ausdruck *Anglofranzösisch* nicht, für ihn war das alles *Anglonormannisch*, für meinen anglistischen Lehrer Hermann-Martin Flasdieck war alles *Anglofranzösisch*. Jeder schimpfte über den Terminus des anderen, so dass ich dann später in meiner Lehre die Konsequenz zog, von Anglonormannisch ab Hastings bis 1100 zu sprechen, denn in dieser Zeit kamen v. a. Normannen, und nach 1100 von Anglofranzösisch, denn da kamen Franzosen aus Zentralfrankreich. Das lässt sich ja sprachlich alles nachweisen, so durch Dubletten wie engl. *cattle* mit normannisch erhaltenem [k] vor [a] (< lat. *capitalis*) vs. *chattle(s)* mit zentralfranzösisch zu [tʃ] assibiliertem [k]. So kam ich dann zum Thema über das Massif Central, das Baldinger sofort akzeptiert hat. Es hatte den Vorteil, dass ich mit der Gegend vertraut war und als wichtige Grundlage den ALMC schon kannte, denn meine Zulassungsarbeit hatte ich über einen Vergleich von ALMC und ALF gemacht, die wohl auch in Ordnung war, denn ihre Ergebnisse hat Baldinger zusammen mit mir in einem Aufsatz in der ZrP publiziert.

Für die Dissertation machten Sie auch eigene Aufnahmen im Massif Central. Inwiefern reichte der ALMC nicht aus?

Für die Dissertation hatte ich als Basis natürlich den Atlas. Die Atlas-Karten mussten zur Interpretation aber erst einmal philologisch bearbeitet werden, damit auf jeder Karte eine Schicht denotativ und konnotativ homogener Bezeichnungen vorlag. Wenn z. B. an einem Ort zwei Ausdrücke kommentarlos nebeneinander stehen, dann stimmt etwas nicht. Entweder hat der Enquêteur begrifflich nicht genug differenziert, wie das der Bauer tut, oder er hat keine Angaben dazu gemacht, dass z. B. eines der beiden Wörter anders konnotiert ist. Also war eine eigene Enquête unumgänglich. An einem Ort war z. B. *ego* und *caballo* für die Stute notiert, und ein älterer Gewährsmann gab mir dafür zunächst die Bezeichnung *ego*. Auf meine Frage, ob er das Wörtchen *caballo* kenne, sagte er: „uno caballo? C'est une jolie bête femelle.“ Das also war der Unterschied. Auf einem anderen Bauernhof im Aveyron fragte ich nach den Bezeichnungen für ein Kalb, ein Rind usw., aber der Informant schaltete sofort – was zeigt, wie wichtig es ist, einen intelligenten Gewährsmann zu haben – und sagte: „Ah, ich weiß, was Sie wollen.“ Dann erzählte er mir tatsächlich das ganze onomasiologische Leben eines Rindes: „Wenn es auf die Welt kommt, heißt es *bedel*, -o. Nach sechs Wochen merkt man, dass die Hornstummel kommen, dann heißt es *banut*, -udo...“ Solche Gewährsleute sind ideal für die Wertigkeit des Sprachmaterials, das sprachgeographisch interpretiert werden soll. Es muss also erst einmal eine homogene neutrale Bezeichnungsschicht geschaffen werden.

Was sind denn die wichtigsten Kennzeichen eines guten Enquêteurs?

Er muss kontaktfähig sein, er muss Leute ansprechen können, ohne mit der Tür ins Haus zu fallen. Ich fuhr 1965 mit einem alten Motorrad durchs Massif Central. Wenn ich durch ein abgelegenes Dorf gefahren bin, das mich interessiert hat, habe ich zunächst Ausschau gehalten, ob ich irgendeinen älteren Menschen sah, der etwas Zeit zu haben schien. Dann habe ich das Motorrad abgestellt, bin hingegangen und habe z. B. gesagt: „Entschuldigen Sie, ich habe mich total verfahren, wo bin ich denn hier gelandet?“ Dann hat der Mann mir geantwortet, und das Gespräch konnte beginnen, etwa mit Fragen wie: „Was machen die Leute denn hier? Wovon leben sie?“ Und nach der dritten oder vierten Frage rief er dann: „Frau, bring bitte mal einen Krug Wein.“ Das macht Spaß! Man merkt nach den ersten Sätzen, ob man sich mit jemandem unterhalten kann oder nicht. Sie

freuten sich eigentlich auf diesen Dörfern, in die damals sonst niemand kam, wenn sie sich ein bisschen unterhalten konnten. Die Hauptfrage ist eben, wie man ein Gespräch anfängt. Dann kann man vom Dorfleben auf die Tiere kommen und nachfragen, was für Tiere es denn im Dorf gibt, wie sie im *patois* heißen usw. Da war damals noch diese ältere Generation, die ich auf Französisch fragte und die nach dem zweiten oder dritten Satz ins Okzitanische wechselte. Das Wichtigste ist, eine Gewährsperson zu finden, die Verständnis für das hat, was man fragen will. Aber es dürfen nicht zu viele Fragen sein, denn irgendwann kann sich keiner mehr konzentrieren. Dann sollte man sich bedanken und aufbrechen. Einmal habe ich oben auf der Alm einen Hirten mit einer Rinderherde gesehen. Da bin ich auf einem schmalen Pfad hoch gefahren, habe ihn einfach herbei gewunken und gesagt: „Sie haben so viele Rinder, darf ich mal fragen, wie die alle heißen?“ Dabei habe ich mich immer als Deutscher vorgestellt und bin nie auf Antipathie gestoßen. Der Hirt gab mir auf meine Fragen schmunzelnd sogar erst einmal lauter deutsche Antworten, da er als Kriegsgefangener auf einem Bauernhof in Deutschland gearbeitet hatte. Aber – Gott sei Dank – kannte er auch alle Bezeichnungen in seinem *patois*. Wie gesagt, man muss die Leute ansprechen können und höflich versuchen, sie zu einem Gespräch zu bringen.

Sie verwenden immer wieder den Ausdruck patois. Könnten Sie kurz den Unterschied zu langue umreißen?

Dazu kann ich Ihnen eine schöne Episode erzählen. Ich habe später ja ziemlich viele Exkursionen mit Studenten in die einzelnen Regionen Frankreichs gemacht. Bei einer waren wir in Mayanne, dem Geburtsort von Frédéric Mistral. Da standen wir auf dem Marktplatz, warteten auf irgendetwas und sahen eine Gruppe älterer Männer, die sich auf Okzitanisch unterhielten. Da bin ich einfach hingegangen und habe gesagt: „Entschuldigen Sie, darf ich Sie mal was fragen? Was ist denn der Unterschied zwischen *patois* und *provençal*?“, und schmunzelnd fügte ich hinzu: „Sprechen Sie hier in der Provence sonntags provenzalisch und werktags *patois*?“ Als Ausländer kann man sich ja immer dumm stellen. Da sah man wirklich angestregtes Nachdenken, denn diese Frage ging an die Substanz des Selbstverständnisses. Dann hatte einer die erleuchtende Idee, zeigte auf die Inschrift über dem Rathaus und sagte: „C’est ça, le provençal, ça s’écrit.“ Ich tat total dankbar und erleichtert. Fröhlich tranken wir noch ein Gläschen zusammen, und auch die Studenten stellten noch viele Fragen.

Gab es keine Schwierigkeiten mit den französischen Dialektologen, in deren Gebiete Sie als Deutscher eindrangen?

Nein, im Gegenteil, denn einerseits war ich noch Student und lernte die französischen Dialektologen bald auf Kolloquien kennen. Andererseits war Pierre Nauton, der Autor des ALMC, sehr erfreut über mein Interesse. Er war aber bald schwer erkrankt und verstarb viel zu früh, so dass später ich in der Équipe der französischen Dialektologen das Zentralmassiv vertrat. Die gute Zusammenarbeit mit Frankreich zeigte sich auch darin, dass ich, nachdem ich Professor geworden war, in das aus vier Mitgliedern bestehende Direktorium der Forschungsgruppe GRECO 9, *Langues et cultures régionales de la France*, der französischen staatlichen Forschungseinrichtung CNRS berufen wurde. Es war eine wichtige Erfahrung für mich zu sehen, dass vier Leute letzten Endes zentral entscheiden, was alle Dialektologen in ihrem Gebiet als Aufgabe zu erledigen hatten. Auch die qualitative Eignung des einen oder anderen galt es, gegebenenfalls unter vier Augen, gegenüber dem Präsidenten zu bestätigen.

Aber auch die Tatsache, dass Ihre Festschrift in Frankreich erschien, ist doch ein sehr schönes Zeugnis für die harmonische Zusammenarbeit, diesmal mit der Université Lyon III. Doch Sie gelten auch als großer Kenner des Elsass. Was hat Sie für diese Gegend motiviert?

Da ich aus dem badischen Nachbarland stamme, war eine gewisse Attraktivität des Elsass immer vorhanden. Ein Stipendium für Straßburg und die Teilnahme an mehreren Kolloquien in der Region vertieften das Verständnis für die sprachhistorische Situation und das Phänomen der Zweisprachigkeit. Dennoch habe ich mich lange gefragt, warum z. B. für die Fortsetzung von Brunots großer *Histoire de la langue française* nicht ein elsässischer Kollege für die Kapitel über die Sprachentwicklung des Elsass herangezogen wurde. Auf einem Symposium in den 80er Jahren saß aber einmal ein elsässischer Lehrer neben mir, der mir sagte, dass er gefragt worden sei, wie es sich mit seiner Position als französischer Reserveoffizier verhalte, dass er eine deutsche Zeitung abonniert habe. Er konnte zwar darauf verweisen, dass er Deutschlehrer sei, aber das Beispiel erklärt die lange währende Zurückhaltung der Elsässer, sich mit Sprachenfragen zu beschäftigen, da dies einen stigmatisierenden Effekt auslösen konnte.

2. Kanadistik – ein deutscher Beitrag zum Quebecer Selbstbewusstsein

Ihre Festschrift trägt den Titel « Je parle, donc je suis de quelque part ». Ist das nicht sehr deutsch gedacht?

Das ist richtig. Der Titel ist nicht gerade am traditionellen normativ-zentralistischen Sprachdenken *à la Paris* orientiert, sondern aus der Beschäftigung mit dem frankokanadischen Sprachbewusstsein hervorgegangen.

In der Tat haben Sie sich ja viele Sporen als Kanadist verdient. Wie kamen Sie dazu, sich hier so stark zu engagieren?

Während des Stipendiums in Straßburg lernte ich ein Gruppe von Quebecern kennen, die dort studierten, zumeist Sprachwissenschaft, aber auch andere Disziplinen. Auch Theologen waren noch dabei, die trotz der Laisierung des Unterrichts- und Gesundheitswesens in der Stillen Revolution Anfang der 60er Jahre noch nicht *le froc aux orties* geworfen hatten. Mit vielen von ihnen habe ich bis heute Kontakt behalten. Als ich dann selbst unterrichtet habe, bot ich 1968 mein erstes Hauptseminar – damals durften Assistenten Hauptseminare halten – über die französische Sprache in Kanada an. Ich hatte dazu auch schon einen der jungen Kollegen eingeladen, der in Straßburg gerade promoviert hatte, weil wir einen Gewährsmann brauchten, der einen orientierenden Vortrag halten und uns auf all die brennenden Fragen über die Verhältnisse in Quebec Auskunft geben konnte. Es war der Historiker Jean Simard, mit dem ich bis heute gut befreundet bin und dessen Beiträge wir gerade in Auswahl in der *Canadiana Romantica* veröffentlicht haben. Ich hatte also durch die persönlichen Kontakte viel Motivation, mich mit Kanada zu beschäftigen, zumal geolinguistische Variation und ihre sprachhistorische Erklärung mich auch wissenschaftlich sehr interessierten. So bin ich zu Kanada gekommen.

Was bewegte diese Kanadier gerade nach Straßburg zu gehen?

Das ging im Wesentlichen auf die Initiative von Pierre Gardette und Georges Straka zurück, die beide zu Besuchen in Quebec waren. Später waren Straka wie auch Baldinger eine Zeit lang an der Universität Laval wegen des altfranzösischen Wörterbuchs, das damals unsinnigerweise in Kanada gemacht werden sollte. Denn damals haben sich die Frankokanadier kaum mit ihrer eigenen Sprache und Literatur beschäftigt, sondern vor allem mit Frankreich. Von wenigen Ausnahmen abgesehen haben sie sich

erst ab den 70er Jahren intensiver ihrem eigenen Land zugewandt. Zuvor konnten wir, die wir von außen kamen, sagen, wir gehören zu den Ersten, die sich wissenschaftlich mit der französischen Sprache in Kanada beschäftigten. Dann haben es die Kanadier, zunächst vor allem die Quebecer, selbst getan, und das hatte zur Folge, dass wir heute viel stärker Nischen suchen müssen, in denen die Kanadier nicht arbeiten, denn sie haben ja vor Ort die gesamte Dokumentation zur Verfügung, die uns immer nur während unseren Forschungsaufenthalten offen steht. Wir müssen also Themen bearbeiten, die aus der Distanz bearbeitbar sind, die aus der Distanz zum Teil neue Aspekte oder andere Perspektiven eröffnen.

Sie haben dann auch in Augsburg die Kanadistik und das Institut für Kanada-Studien initiiert...

Ja, in Augsburg versuchte ich sofort ein paar Kollegen dafür zu gewinnen, in der Kanadistik mitzumachen oder sich für Kanada zu interessieren. An einer jungen Universität ist so etwas möglich, da ist noch viel Dynamik vorhanden. Es waren zunächst der anglistische Literaturwissenschaftler Jürgen Schäfer, der schon vorher an Kanada interessiert war, und der Historiker Josef Becker, der gleich mit einer Nord-Amerika-Vorlesung aufwartete. Hinzu kamen die französische Literaturwissenschaft mit Hanspeter Plocher, der z. B. Michel Tremblays *Les Belles Soeurs* übersetzte und mit dem Augsburger Romanistentheater uraufführte, sowie die Fremdsprachendidaktik mit Fritz Abel, der um die führende Rolle Kanadas in dieser Disziplin wusste. Gastprofessuren und Kolloquien rundeten das Programm ab. Als es Ottawa dann darum ging, ein Kanada-Institut in Deutschland zu gründen, bekamen wir in Augsburg unter dem Rektorat von Josef Becker den Zuschlag. Dadurch, und auch mit Hilfe der VW-Stiftung und des Freistaats, konnte das interdisziplinäre Kanadistik-Studium um Politikwissenschaft (Rainer-Olaf Schultze) und Sozialgeographie (Rainer Vogelsang) erweitert werden, was zur Schaffung eines attraktiven Magisterstudiengangs führte. Gleichzeitig arbeitete ich in der Kommission der kanadischen Botschaft mit, die alle kanadistisch orientierten Wissenschaftler in deutschsprachigen Ländern ausfindig machen sollte, was dann zur Gründung der Gesellschaft für Kanada-Studien führte. Dann lancierten Hans-Josef Niederehe und ich die internationale Kolloquiumsreihe *Français de France – français du Canada*. In dreijährigem Rhythmus fanden bislang neun Kolloquien statt, das letzte im September 2010 in Winnipeg/St. Boniface.

Ihr Engagement in der Kanadistik hat ja auch eine sehr schöne Ehrung bewirkt, die Ihnen als erstem deutschsprachigen Kanadisten zuteil wurde.

Der *Doctor honoris causa* war wirklich eine hohe Auszeichnung nach 25 Jahren kanadistischen Engagements, auf die ich sehr stolz bin. Beeindruckend war besonders auch die stilvolle Art der Übergabe mit Talaren sowohl des Rektors und Dekans als auch der Studienabgänger. Meine Dankesrede stand unter dem Titel *Je parle, donc je suis de quelque part*, der von den Herausgebern auch für meine Festschrift gewählt wurde. Ich war überrascht über den großen Beifall, vor allem der Studenten, denen ich offenbar aus der Seele sprach. Nach Aussage von Kollegen überzeugten die Argumente auch den Rektor, der danach mit bestem soziolinguistischem Gewissen das große Sherbrooker Wörterbuch unterstützte, das 2011 erscheinen wird. Der ehrenvolle Tag klang bei Kammermusik mit einem Diner in einem Prachtsaal des *Musée des beaux-arts* aus.

3. Studienzeit – vom Lautgesetz zur Welt der Fragezeichen

Blicken wir etwas weiter zurück und kommen zu Ihrem Studium. Was war Ihr Berufswunsch nach dem Abitur?

Nach dem Abitur 1958 in Weinheim bekam ich eine Anfrage des Auswärtigen Amtes, ob ich Interesse an einer diplomatischen Laufbahn hätte. Das Studium (zwei Sprachen und Völkerrecht) wäre sogar bezahlt worden. Das Angebot, danach in den diplomatischen Dienst zu gehen, war natürlich verlockend, doch damals überwog unter uns Jugendlichen eine kritische Distanz zu allem, was mit Politik zu tun hatte. Außerdem stand mein Ziel, Lehrer zu werden, doch ziemlich fest. Ich fand viel Freude daran, mit Jüngeren umzugehen, sei es bei Nachhilfestunden, als langjähriger Jungscharführer oder bei der Organisation und Aufsicht in Ferienlagern des Roten Kreuzes. Mir hat das Unterrichten einfach viel Spaß gemacht. Wenn wir Besuch hatten und mein Vater, der Hauptschullehrer war, den Gast morgens an den Bahnhof bringen musste, habe ich auch schon mal in der ersten Stunde unterrichtet. Hinterher hat der Rektor, der an der Tür lauschte, zu meinem Vater gesagt: „Den können Sie wieder schicken.“

Welche Fächerkombination schwebte Ihnen für das Lehramtsstudium vor?

Auf jeden Fall wollte ich Sprachen studieren. Das lag u. a. auch an meinem exzellenten Lehrer Helmut Guldner in der Oberstufe des Gymnasiums, der uns in seinem Sprachunterricht wesentlich mehr bot, als es das

Lehrprogramm vorgab. Das Lehramtsstudium selbst sah damals drei Fächer vor, ein Hauptfach und zwei Nebenfächer, wofür ich Anglistik, Romanistik und Sport wählte. Das war aber zuviel, da der Sportplatz in Heidelberg weit weg von der Uni lag und nur mit der Straßenbahn zu erreichen war. Der Zeitaufwand bei ca. acht bis zehn Stunden aktivem Sport wöchentlich plus Fahrzeiten verlangte unbefriedigende Abstriche bei den beiden anderen Fächern, so dass ich mich ab dem 2. Semester für Geographie als drittes Fach entschied. Im folgenden Semester wurde dann das Zwei-Hauptfachstudium eingeführt, und da habe ich natürlich die beiden Philologien vorgezogen.

Was waren für Sie im Studium die hauptsächlichsten Unterschiede zu heute?

Das damalige Studium war selbst für das Lehramt wesentlich mehr Studium als Ausbildung. In diesem Unterschied liegt das, was man bedauern oder begrüßen kann, d. h. es ist eine Verschulung im Sinne eines festen Programms eingetreten. Früher gab es in der Romanistik, wie ich sie kenne, z. B. keine Anleitung zum Studiumsaufbau oder einführende Lehrveranstaltungen für eine Disziplin oder in ein Thema. Die Orientierung über das Fach und schon die Auswahl unter den Lehrveranstaltungen waren Aufgabe jedes Einzelnen und eine Selbständigkeit verlangende Leistung. Man wurde sozusagen ins Wasser geworfen und musste schwimmen lernen. Man hat überhaupt nicht erklärt bekommen, wie man sich zu verhalten hatte. Heute sind die Inhalte in sogenannten Modulen festgelegt, die aber nicht landeseinheitlich sind, sondern in jeder Universität den Fächern selbst überlassen wurden. Der Wechsel von einer Universität zur anderen ist damit zwar punktetechnisch, aber sicher nicht inhaltlich vereinfacht worden, sondern wirkt sich studiumsverlängernd aus. Damals war es besonders wichtig, den Zyklus der Lehrveranstaltungen der späteren Prüfer zu besuchen, um deren maßgebliche Lehrmeinung und Interessen zu kennen, denn auf die kam es an und die galt es durch Sekundärliteratur zu vertiefen. Das war gut so und auch rationell.

Welchen Stellenwert hatte damals die Sprachpraxis im Studium?

Das ist eine gute Frage. Damals reichten für die Anmeldung zum Staatsexamen in der Sprachpraxis sechs inhaltlich unspezifizierte Scheine, die zumeist in Kursen zur Übersetzung literarischer Texte erworben werden konnten. Die adäquaten Sprachkenntnisse sollte man sich vor allem im Ausland aneignen, bei einem wünschenswerten Aufenthalt von drei Monaten. So habe ich z. B. in einer Großwäscherei in Hove/Brighton gearbeitet,

in der alle sprachlichen Schichten vertreten waren, ohne dass ich ein Vierteljahr ein einziges deutsches Wort gesprochen hätte. Als ich nach drei Monaten nach Deutschland zurückkam und wieder deutsch sprechen sollte, merkte ich wie mein Mund verstellt war. Man stellt sich doch artikulatorisch völlig auf die andere Sprache ein, wenn man nichts anderes spricht. Ich glaube das klappt ganz gut. Ich war danach mit einem Stipendium in Barcelona und wurde dort von Engländern gefragt, wo ich herkomme in England. Das war schon ein kleines Erfolgserlebnis. Auf jeden Fall war sprachpraktisch sehr viel Eigeninitiative gefragt. Wenn jedoch ein Kandidat im Examen in der Sprachpraxis nicht gut genug war, forderte das Ministerium ihn auf, ein Jahr als *assistant* nach Frankreich zu gehen, bevor er als Referendar eingestellt wurde. Das war eine sehr humane Lösung und das besonders trotz des Massenbetriebs, den wir damals hatten. Heute verlangt z. B. die sprachpraktische Ausbildung in Bayern den Erwerb von vielen spezifizierten Scheinen, und die Endnote im Staatsexamen beruht zu einem großen Teil auf dem sprachpraktischen Ergebnis.

Finden Sie das denn nicht in Ordnung?

Die sprachpraktische Priorität geht natürlich auf Kosten der wissenschaftlichen Studienanteile, z. B. des nicht ausreichend vertieften sprachwissenschaftlichen Problembewusstseins. Das ist aber unerlässlich für den kritischen Umgang mit den Unterrichtsmaterialien, Wörterbüchern und Grammatiken, oder mit dem Wortlaut und der Auswertung täglicher Medienberichte. Diese Aspekte verweisen auch auf den Unterschied zur früheren Sprachwissenschaft, die weitgehend durch Historische Grammatik und die Kenntnis älterer Sprachstufen (Altenglisch, Mittelenglisch, Frühneuenglisch; Vulgärlatein, Altfranzösisch) geprägt war. Nur selten hat jemand den Komplex *Sprache und Gesellschaft der Gegenwart* thematisiert oder dachte daran, dass die Studierenden meistens Lehrer und nicht Forscher werden wollten. Die Schaffung der Disziplin Angewandte Sprachwissenschaft und später der Didaktik für das Lehramtsstudium war sicher eine Reaktion auf die damals vorherrschende historische Orientierung der Sprachwissenschaft.

Hat sich in der Vorbereitung und Durchführung der Lehrveranstaltungen viel verändert?

Ja, natürlich. Die Verschulung implizierte eine Didaktisierung des Unterrichts, die mit der inhaltlichen Festschreibung der Studieninhalte Hand in Hand geht. Heute sind Einführungen unabdingbar geworden. Die Studen-

ten haben außerdem auch gerne Kopien oder Skripten, fordern sie geradezu, da sie ja für das Studium in den meisten Bundesländern jetzt wieder Studiengebühren bezahlen müssen, wie wir damals übrigens auch. Viele konzentrieren das Lernen für die Klausur oft nur auf die Kopien.

Wie machten Sie das früher?

Damals gab es keine Kopien für den Unterricht, nur ein aufwendiges Verfahren, mit Hilfe einer Matrize, die erst einmal betippt werden musste, Vervielfältigungen zu machen. Bücher waren für uns Studenten zu teuer, also galt es, in der Bibliothek die wesentlichen Werke zu exzerpieren. Kapitel für Kapitel in wenigen Sätzen zusammenzufassen, das ergibt ein erarbeitetes Wissen, das leicht zu behalten ist. Demgegenüber führt das bloße Unterstreichen auf Kopien oder in Büchern heute wesentlich seltener zu einem bleibenden Verständnis des Inhalts. Inzwischen ist auch der kritische Umgang mit Nachschlagewerken zurückgegangen. Im Zweifelsfalle wird der Seminarleiter per E-Mail mit banalen Fragen konfrontiert oder auch das Internet kritiklos konsultiert und verwertet. Trotz aller sogenannter Reformen gab und gibt es aber immer einen kleinen Prozentsatz von Studenten, der sich über das strikt Erforderliche hinaus orientiert, sich vom Professor beraten lässt und Glanzleistungen in Mitarbeit und Prüfungen vorlegt.

Sie erwähnten schon den Massenbetrieb in Heidelberg. Ist er mit der heute beklagten Situation vergleichbar?

Die damalige Überfüllung der Lehrveranstaltungen an den Universitäten war allgemeiner Natur, betraf die allermeisten Fächer, was die Unruhen und Veränderungen von 1968 mitbewirkte, die denn auch zu einer fühlbaren Aufstockung des Lehrkörpers führten. Im Kurs *Englische Syntax* z. B. waren wir ca. 250 Teilnehmer, in der Lektüre von Platons *Kratylos* bei Hans-Georg Gadamer ca. 200. In meinem ersten Proseminar *Lektüre von Texten des 16. Jahrhunderts*, das ich im WS 1966/67 als Assistent abhielt, waren 160 Teilnehmer, und ich hatte ca. 600 Din-A4-Seiten Klausuren zu korrigieren. Die heutige Überfüllung gilt lediglich für einzelne Fächer in dieser oder jener Fakultät und liegt teilweise daran, dass bestimmte Lehrveranstaltungen obligatorisch festgeschrieben sind, also von allen besucht werden müssen.

Sie sprachen von Studiengebühren. Wie haben Sie Ihr Studium in dieser Hinsicht gemeistert?

Es gab damals als Studienförderung das Honnefer Modell, das auf Leistung und sozialer Bedürftigkeit aufbaute und aus dem später das BAFÖG hervorging. Alle anderen mussten sich irgendwie durchschaukeln, um auch die Studiengebühren bezahlen zu können. Ich hatte nach dem Abitur erst im Labor einer Gummifabrik gearbeitet und dann war ich nach dem zweiten Semester drei Monate in England und habe dort in einer Großwäscherei gearbeitet. Ab dem dritten Semester habe ich als Straßenbahnschaffner mein Geld bei der OEG verdient, der Oberrheinischen Eisenbahngesellschaft, die zwischen Heidelberg, Mannheim und Weinheim verkehrt. Wenn man ausgebildet war, konnte man sich einen Tag auswählen oder, was natürlich besonders leicht zu bekommen war, am Wochenende den Nachtdienst übernehmen. Da habe ich am Samstag/Sonntag Nachtdienst gemacht und jeweils gut 30 Mark verdient.

Tut es Ihnen rückschauend nicht leid, die Wochenenden nicht doch anders verbracht zu haben?

Bevor ich da am Wochenende mit anderen in Wirtschaften herumsitze oder sonst irgendetwas treibe, war es doch auch entspannend, als Schaffner unter Menschen zu sein und interessante Erfahrungen zu machen. Außerdem brauchte ich das Geld. Von Anfang an war meine Devise: „So schnell wie möglich musst du durch das Studium, damit du etwas verdienst.“ Von den Eltern war keine Unterstützung möglich.

Führte dieses Bestreben dann auch zu kurzen Studienzeiten?

Im Prinzip ja, sicher. Doch auf Grund der Tatsache, dass ich ein dreiviertel Jahr an meiner Zulassungsarbeit saß, weil diese doch sehr schwierig und zeitaufwendig war, habe ich erst nach neun statt acht Semestern Examen gemacht. Die meisten Kommilitonen studierten aber zwölf Semester.

Wie sehen Sie heute Ihre damaligen Lehrer an der Universität?

Die Professoren hatten damals eine ganz andere Position als heute. In Bayern kann man heute ja unter den Vertretern der Teildisziplinen wählen, zu wem – von zwei oder drei Kollegen – man in die mündliche Prüfung geht. Das war damals nicht der Fall. Man musste zu jedem. Sprach- und Literaturwissenschaft wurden beide geprüft, schriftlich wie mündlich. Das war eigentlich auch ganz gut so, denn man hat sich natürlich vom ersten bis

zum letzten Semester auf die prüfenden Professoren einstellen können. Nur beim Philosophikum gab es keine Wahlfreiheit bei der Zuteilung zu einem von drei Prüfern.

Wie sah damals das sprachwissenschaftliche Studium in Anglistik aus?

Ich habe erst einmal sechs Semester bei Hermann-Martin Flasdieck studiert, weil er so viel forderte. Für ein Seminar brauchte man jede Woche etwa 15 bis 20 Stunden Vorbereitung in der Bibliothek. Ich hatte gleich einen heilsamen Schock zu Studiumsbeginn, als ich mit einem Bekannten, der im Gymnasium ein Jahr über mir gewesen war, den ersten Tag in die Uni ging, und er sich einen Schein im Sekretariat der Anglistik abholte. Ich hielt ihn eigentlich für einen ganz guten Studenten, doch er kam kreidebleich heraus, mit einer Sechs auf dem Schein. Da war mir klar, hier wirst du gefordert. Da habe ich mich dann ganz auf diesen Lehrer konzentriert, der wirklich sehr viel verlangte. Ein Ansporn war aber, dass er von sich genauso viel verlangte und ein sehr breites Wissen hatte, das uns unglaublich beeindruckte.

Was kann man denn 20 Stunden vorbereiten?

Er gab uns etwa eine Seite eines mittellenglischen Textes, und niemand wusste, welche Wörter er daraus besprechen würde. Da musste jeder jedes Wort vorbereiten und im Ordner pro Wort eine Seite anlegen. Alles wurde aufgeschrieben, was zu diesem Wort zu finden war, Herkunft, Entwicklung und Formenstand. Da füllt sich natürlich schnell ein Ordner und den musste man praktisch im Kopf haben, um die Klausur zu bestehen. Das erklärt, dass es trotz der Überfüllung in Heidelberg kein überfülltes Hauptfach Anglistik gab, denn Flasdieck war damals der einzige Ordinarius in Anglistik. Später habilitierte sich Wolfgang Iser, und Rudolf Sühnel wurde berufen.

Sie kamen mit Flasdieck insgesamt gut zurecht?

Flasdieck war Junggrammatiker und jedes neuenglische Wort fing im Indogermanischen an. Ohne eine saubere Klärung der lautlichen Seite war für ihn alles Spekulation. Dadurch habe ich fundierte Kenntnisse in diesem altgermanistischen Bereich erworben, die ich dann später, nach dem Examen – soweit es die Zeit erlaubte – noch einmal in sechs Semestern Indogermanistik-Studium vertiefte, weil mich das eben fasziniert hat. Bei Flasdieck zählte allein Leistung. Gemeinsam mit einem Karlsruher Studienkol-

legen war ich in einem ersten mittellenglischen Proseminar bei ihm, und wir haben beide ganz gut dabei abgeschnitten. Dann wären wir gerne im vierten Semester – was sehr früh war – bei ihm ins Hauptseminar gegangen. Aber da machten wir den Fehler und sprachen ihn deswegen auf dem Gang an. Er verwies uns barsch an seine Sprechstunde, und wir sind dann mit ungutem Gefühl zu ihm gegangen. Da haben wir eine Seite an ihm kennen gelernt, die wir sehr geschätzt haben. Er meinte: „Entschuldigen Sie, dass ich Sie auf dem Gang etwas wirsch habe abfahren lassen. Was möchten sie denn gerne wissen?“ Wir sagten dann, dass wir bei ihm im Proseminar waren und dass wir gerne mit der Lektüre schwieriger mittellenglischer Texte weiter machen würden, die er jetzt anbot. Da wiegte er seinen Kopf hin und her, holte seine Liste mit den Ergebnissen in seinem Proseminar und den vorher besuchten altenglischen Seminaren bei seinem Assistenten Schabram, und da ging ein breites Lächeln über sein Gesicht, und er sagte: „Na, ich verstehe, dass Sie ihre Kenntnisse jetzt weiter vertiefen wollen. Ja, schön“. Das war Flasdieck. Ich wollte mir dann im 7. Semester das Thema meiner Zulassungsarbeit bei ihm holen. Doch da starb er plötzlich. Das war sehr traurig. Denn irgendwie mochte ich ihn, weil ich die Leistung honorierte, die er selbst brachte und die er von uns verlangte. Das tat gut.

Wer hat Sie dann im Staatsexamen geprüft?

Da musste ich zum gerade angekommenen Nachfolger Flasdiecks in die Prüfung und dachte mir, dass er mich gar nicht soviel fragen könne, wie ich bei Flasdieck gelernt hatte. Welch ein Leichtsin! Er war Chaucer-Spezialist und von Chaucer hatte ich nicht viel Ahnung. Aber Gott sei Dank ging er auf meine bisherigen Studieninhalte ein.

War die Sprachwissenschaft in der Romanistik denn ähnlich charakterisiert?

Im 7. Semester war ich gleichzeitig in meinem ersten Hauptseminar in Romanistik, und das war eine ganz andere Welt. Da wurde nun diskutiert! Bei Kurt Baldinger wurde alles gemeinsam abgewogen, Methoden und Ergebnisse der Forschung. Jedenfalls sagte mir Baldinger nach meinem Referat zu meiner großen Überraschung, er sähe es ganz gerne, wenn ich bei ihm meine Zulassungsarbeit schreiben würde. Ich kannte Baldinger damals noch nicht besonders. Ich hatte zwar Historische Grammatik bei ihm gehört und durch seine anschaulichen Beispiele viel gelernt. Manchmal war er allerdings weniger intensiv vorbereitet. Das wäre bei Flasdieck

nicht vorgekommen. Es fiel einem natürlich auf. Aber er liebte die Diskussion über alle aktuellen Themen der alten und neuen Romania. Die methodologische Offenheit und auch die Weltoffenheit, die sich nicht nur bei ihm mit der Romanistik verband, war prägend. Und so wurde ich Romanist.

Prägte die „andere Welt“, die Sie ansprachen, auch die Studierenden der Romanistik?

Ja, das war mir schon vorher aufgefallen, als ich damals die Anglistik-Studentinnen betrachtete. Sie trugen selbstgestrickte Strümpfe und waren einfach gekleidet. Das war ein unübersehbarer Gegensatz zu den Romanistinnen im Stockwerk darüber. Da liefen Bienen rum! Schick zurecht gemacht! Das war eine ganz andere Atmosphäre. Ich weiß nicht, was dahinter steckt. Vielleicht auch der kulturelle Kontakt mit Lektoren und Lektorinnen aus fünf romanischen Ländern? Als Studienanfänger war ich recht verduzt über diesen Gegensatz.

4. Die Qualifikationszeit – *per aspera...*

Sie waren nach dem Staatsexamen Hilfskraft bei Kurt Baldinger. Welche Aufgaben blieben Ihnen besonders in Erinnerung?

Da war einmal die Arbeit am altgaskognischen Wörterbuch. Baldinger war auch Spezialist für die Urkundensprache, hatte unzählige Urkunden gelesen und darin Wörter unterstrichen. Da saß man dann und sollte das altgaskognische Wort in einem semantisch sinnvollen Kontext auf Zettel exzerpieren. Das war nicht gerade einfach, aber man las sich irgendwie ein. Es waren erschütternde Urkunden, Gerichtsakten, auch Beschreibungen von Folterungen, Geständnisse, die erpresst wurden. Alles wurde mit großer Genauigkeit festgehalten. Ich könnte Ihnen da Episoden aus Urkunden erzählen, die mich damals sehr bewegt haben. Die Zettel mit dem Exzerpt wurden dann auf jeden Fall nach dem Begriffssystem von Hallig/Wartburg geordnet – eine Arbeit, die schon in Ostberlin begonnen worden war, wo Baldinger seine erste Professur hatte. Die ganzen Berliner Zettelkästen waren in drei PKWs noch vor der schärferen Grenzkontrolle und dem Mauerbau in einer Eilaktion von Ostberlin nach Heidelberg geholt worden. Das Exzerpieren war also eine Aufgabe neben vielen anderen Tätigkeiten als Hiwi mit 30 Wochenstunden. Dabei hatte ich ja nur 400 Mark verdient und habe daher versucht, das ein wenig aufzustocken. Über Kontakte zu Dolmetschern bekam ich das Angebot, Abteilungsleitern im

Anker, dem heutigen Kaufhof, die damals Englisch können mussten, englische bzw. amerikanische Warenhausterminologie beizubringen. Aber das war nur morgens von 7.30 bis 8.30 Uhr möglich, um 9.00 Uhr hatte ich dann im Büro zu sein, das nicht weit weg war.

Wie war Baldingers Verhalten zu Ihnen?

Baldinger wollte immer Leistung und Ergebnisse sehen und war kein einfacher Chef. Es war für mich am Anfang nicht leicht, aber ich habe nie gekuscht. Ich war der Meinung: „Wenn etwas schief geht, kann ich immer noch in die Schule“, denn man konnte die Anstellung bis auf drei Jahre hinausschieben lassen, und damals war es kein Problem in der Schule unterzukommen. Baldinger setzte einfach voraus, dass man alles können musste, ob nun einen gaskognischen Text exzerpieren, ein spanisches Gutachten schreiben oder perfekt Korrektur lesen. Letzteres hatte ich nie zuvor gemacht, kannte nicht einmal die Korrekturzeichen aus dem Duden. Entsprechend barsch gab er mir abends vor dem Hauptseminar vor allen Mitarbeitern ein 60 Seiten umfassendes Typoskript mit dem Kommentar zurück: „saumäßig Korrektur gelesen.“ Das fuchste mich ungemein, und ich saß die ganze Nacht im Institut an der Arbeit. Als er morgens gegen 9 Uhr kam, gab ich es ihm und sagte: „Um 5 Uhr bin ich damit fertig geworden, darf ich für heute nach Hause gehen?“ Er antwortete betroffen: „So habe ich das nicht gemeint“. Eine andere Hilfskraft sagte mir gleich zu Beginn meiner Tätigkeit: „Eines müssen Sie sich merken, je mehr Sie hier arbeiten, desto mehr Arbeit bekommen Sie“. Und das stimmte natürlich. Wenn man etwas schnell erledigt hat, kam immer noch mehr dazu. Im ersten Jahr kam die Hilfskraft zurück, die in Basel am FEW bei von Wartburg gearbeitet hatte, und Baldinger wollte mich als Nachfolger hinschicken. Doch der Zurückgekommene erzählte mir, wie es dort zugeht: Arbeiten mit Stechuhr und kein Gespräch beim Arbeiten, nur Fachfragen; nachmittags kein Kaffeetrinken, weil der Meister mit dem Geschirrgeklapper oben bei seiner Siesta gestört werden könnte. Der Kommilitone kam also zurück aus Basel, und Baldinger hatte leider keine freie Stelle, um ihn weiter zu beschäftigen. Das war für mich eine selbstredende Erfahrung. Auch aus diesem Grund habe ich – als er mir das mit Basel sagte – vor versammelter Mannschaft geantwortet, dass ich lieber in Heidelberg bleiben möchte. Und wenn man klar seine Meinung sagte, dann hat er das akzeptiert, denn Opposition hat er immer zu vermeiden versucht.

War das Arbeitsklima durch Ihre Ablehnung, nach Basel zu gehen, beeinträchtigt?

Nein, so weit ging das nicht. Er hatte auch viel ausgleichenden Sinn für Humor, und ich habe bei den diversen Arbeiten sehr viel gelernt und arbeitete engagiert. So saß eine andere Hilfskraft z. B. schon längere Zeit an der Bibliographie für ein Handbuch des Mittelalters und schaffte das offenbar nicht schnell genug. Da war Baldinger ungehalten und übertrug mir die Aufgabe. Mittelalterliche Urkunden zu bibliographieren, ist eine Sauarbeit: Ich bin dann tagelang in der Universitätsbibliothek gesessen – Gott sei Dank konnten mir zwei Archivare ab und zu Hilfestellung geben – und nach sechs Wochen habe ich ihm 70 Seiten Bibliographie vorgelegt. Alles, was er sagte, war: „Ja, das wollte ich.“ Dann kam der wissenschaftliche Durchbruch mit meinem ersten Aufsatz über die Etymologie von *bâtard*. Den habe ich natürlich an Leute verschickt, die etwas davon verstanden, unter anderem an Theodor Frings, den berühmten Indogermanisten, mit dem auch Wartburg zusammengearbeitet hat. Frings hatte mir einen handgeschriebenen Brief geschickt und äußerte sich darin voll überzeugt, besonders gefiel ihm auch die semantische Erklärung. Den habe ich Baldinger gezeigt, der davon sehr beeindruckt war und mir in der Folge anspruchsvollere wissenschaftliche Aufgaben gab.

Nach der Promotion erhielten Sie dann eine Assistentenstelle?

Nach dem Rigorosum gratulierte mir Baldinger auf seine unnachahmliche Art mit zwei Sätzen: „Ich erlaube Ihnen, sich bei mir zu habilitieren. Sie arbeiten jetzt 36 Wochenstunden für mich.“ So war eben die „alte Universität“. Man konnte nicht einfach die Promotion oder Habilitation wollen, ohne dazu von einem Professor aufgefordert zu werden. Ich freute mich sehr über das Angebot, denn die Wissenschaft hatte mich irgendwie fasziniert, und so verzichtete ich darauf, als Lehrer ans Gymnasium zu gehen. Vorher wusste ich nicht, ob Baldinger mir die eine freie Assistentenstelle geben würde, denn es gab Konkurrenten. Bei negativem Ausgang hätte ich als Rückhalt noch das mündliche Angebot von Theodor Elwert gehabt, wovon ich Baldinger natürlich unterrichtete. Jetzt aber war die nächste Stufe der Universitätsleiter zu erklimmen: die Habilitation.

Was waren dann Ihre Aufgaben als Assistent?

Arbeiten gab es natürlich jede Menge, denn Baldinger hatte längerfristige Forschungsprojekte, wie die drei onomasiologischen Wörterbücher, zu

denen ich die Redaktionsrichtlinien überarbeitete und den ersten Musterartikel vorbereitete, den er in der Festschrift Boutière veröffentlichte. Dann war da die Redaktion der ZrP, für die wir Assistenten oft eingehende Manuskripte zu einer ersten Durchsicht bekamen und sehr schnell versierte Korrekturlektoren der Druckfahnen wurden. Außerdem stand eine neue Auflage des Spanienbuchs bevor, dessen Karten ich mit den Daten des ALPI neu zeichnete und die Rezensionen berücksichtigte. Hinzu kam die Erstellung von Unterrichtsmaterialien z. B. zu einer Südamerika-Vorlesung, zu der ich aufgrund der Literatur die Wandkarten erstellte (Verteilung der autochthonen Sprachen, Ausbreitung des Inka-Reichs), ferner Baldingers Vorträge auf Kongressen mit Vorarbeiten und anzufertigenden Karten. Er kam morgens und hatte meist eine größere Anzahl von Zetteln mit Fragen, die in der Bibliothek zügig zu klären waren und vieles anderes mehr. Dies alles waren Arbeiten neben dem Unterricht und der Arbeit als Bibliotheksbeauftragter, der den Standort der eingehenden sprachwissenschaftlichen Bücher zu bestimmen hatte. Doch zurückblickend war besonders die Vielseitigkeit der Aufgaben insgesamt eine äußerst nützliche Horizontenerweiterung für die weitere Laufbahn. Private Einsätze waren dabei angenehme Ablenkungen, wie die jährliche Rolle des Nikolaus bei seinen Töchtern oder des Chauffeurs für seine Gattin. Und dann war da natürlich noch die Habilitation.

Wie kamen Sie zu Ihrem Habilitations-Thema?

Ich wollte etwas Französisches machen und dachte an eine Fachterminologie, da es bisher überhaupt nur eine fachterminologische Arbeit zum Französischen gab. In Terminologiefragen war ich damals durch den Terminologie-Unterricht im Warenhaus schon etwas bewandert. Jedenfalls fiel die Wahl des Habilitationsthemas auf den Buchdruck. Dieser Bereich hatte den Vorteil, dass sein Anfang mit Gutenberg fest terminiert ist, d. h. ich hoffte, die Genese der Terminologie gut verfolgen zu können. Dazu standen allein 30 000 Bände im Gutenberg-Museum in Mainz, die ich alle in der Hand gehabt habe. Außerdem konsultierte ich noch die ältesten Druckerzeugnisse der einzelnen französischen Druckereien in der Bibliothèque Nationale in Paris und blätterte die 1600 handgeschriebenen Bände aus der Zeit Plantins im Plantin-Museum in Antwerpen durch. Das ist dann ein Handbuch für die französischen Buchdruckhistoriker geworden, wie mir Madame Veyrin-Forrer sagte, die damals Chefin der Réserve in der Bibliothèque Nationale war.

5. Aus der Zeit als Professor – mit den Studenten um die Welt

Nach der Qualifikationsphase haben Sie sicher etwas zurückschalten können...

Das stimmt insofern, als mich Baldinger nach der Habilitation nicht mehr mit Assistentenaufgaben betraute, sondern als Kollegen betrachtete. Ich konnte mich dann ganz meiner Lehre und Forschung widmen. Nur das Zurückschalten als Aktivitätsreduktion hatte man praktisch verlernt.

Und auf der Stelle konnten Sie sowieso nicht unbegrenzt bleiben. Sie mussten sich ja um eine Professur an anderen Universitäten bewerben...

Ja, es begann die Zeit der Bewerbungen, wo immer eine Stelle zu besetzen war. Das sogenannte Vorsingen, einen Bewerbungsvortrag halten, brachte wichtige Erfahrung mit den unterschiedlichen Universitäten und Kollegen mit sich. Es zeigte auch ein akademisches Verhaltenspanorama, das vom anschließenden gemeinsamen Essen mit den Kollegen bis hin zur damals als seltsam empfundenen Einsamkeit auf dem Gang nach dem Vortrag reichte, wie sie heute mit sechs Vorsingenden an einem Tag vielerorts durchaus üblich geworden ist. Vor allem ein Professor darf heute doch nie Zeit haben, sonst wird er als Faulenzer betrachtet. Das ist lächerlich, aber Zeit gilt ja allgemein als das kostbarste Gut eines Deutschen. Jedenfalls habe ich mit der Annahme des Rufes auf den Lehrstuhl für Romanische Sprachwissenschaft nach Augsburg dann die beiden schon vorliegenden Ernennungsurkunden nicht mehr entgegengenommen, eine für eine Professur gleicher Denomination in Braunschweig und eine für Kommunikationstheorie und Soziolinguistik in der Fachgruppe Angewandte Sprachwissenschaft in Heidelberg. Nach Erhalt des Rufes vertrat ich gleichzeitig noch in Trier, später von Augsburg aus auch ein Semester in München.

Von Augsburg aus machten Sie auch viele Exkursionen mit Ihren Studenten. Was war hier das Erlebnis, das Sie am meisten in Erinnerung haben?

Ja, da sind viele Erinnerungen an Exkursionen nach Frankreich, Italien und Kanada. Ich hatte in Heidelberg schon öfter an Exkursionen nach Frankreich mit Erich Köhler, dem romanistischen Literaturwissenschaftler, teilgenommen und gemerkt, wie viel der Kontakt mit Land und Leuten für die Studenten an direkter Erfahrung bringt. Dann habe ich diese Tradition in Augsburg angefangen. Ich kannte ja die Dialektologen in ganz Frankreich, an deren Kolloquien ich stets teilnahm, meist als einziger Deutscher. Die

Kollegen begleiteten uns denn auch gerne zwei oder drei Tage und machten uns abseits vom Tourismus jeweils mit ihrer Gegend und den lokalen Traditionen vertraut. Erlebnisse und Erfahrungen gab es dabei natürlich in Hülle und Fülle. Ich wüsste nicht, was ich da jetzt herausgreifen sollte – vielleicht eine Exkursion, die mit derselben Gruppe stattfand, die bei der allerersten dabei war, alle 15 Teilnehmer inzwischen in Amt und Würden. Paul Fischer, inzwischen promovierter Ministerialrat, hat alle angeschrieben und – wie früher schon als Hiwi – alles organisiert. Da sind wir mit dem Zug – wie bei der ersten Exkursion – nach Blois gefahren, haben dort ein Hotel gemietet und einen Bus und haben dann im Loiretal unsere Erinnerungen aufgefrischt, oft unter völlig neuen Auspizien. Abends haben wir gesungen – wir waren alleine im Hotel – und als wir am nächsten Tag die Hotelbesitzer fragten, ob wir sehr gestört hätten, antworteten sie: „Nein, wir sind extra aufgeblieben, um Sie singen zu hören. Singen Sie doch heute Abend noch mal.“ Das haben wir dann auch gemacht und danach haben sie uns erzählt, wie in ihrem Hotel früher die Résistance oben tagte, während sich unten die deutschen Offiziere besprachen. Solche persönlichen Erfahrungen zu hören, war natürlich sehr spannend und für alle eine unschätzbare Bereicherung. Eine andere Exkursion dieser Art führte kürzlich in die Provence – diesmal mit den Teilnehmern an der Provence-Exkursion von vor dreißig Jahren.

Sie erwähnten auch eine Exkursion nach Kanada...

Seit 1971 war ich mehrmals in Kanada gewesen und hatte guten Kontakt zu den Kollegen und auch zu Institutionen und Politikern. Ich musste die Exkursion auf 12 Leute begrenzen, so dass wir zwei sechssitzige Autos drüben mieten konnten, um durch die ganze Belle Province zu fahren. Wir hatten günstige Unterkünfte gebucht, denn ich konnte nicht zusichern, von irgendwoher Geld zu bekommen. Dann aber haben wir von der Gesellschaft der Freunde der Universität etwas Geld bekommen und vor allen Dingen von Quebecer Seite. Denn als wir rüber kamen, waren einige Leute aktiv geworden, hatten uns umquartiert und jeder Student bekam einen Scheck, mit dem die Aufenthaltskosten weitgehend gedeckt waren. Ein kanadischer Kollege hatte für sein Institut auch zwei Chevrolets gemietet, mit denen wir durchs Land fuhren. Von Jean-Denis Gendron waren wir zusammen mit belgischen Kollegen zum Hummeressen eingeladen. Bei anderen waren wir sogar zu Hause eingeladen, in Ottawa sowohl beim damaligen Sprachenkommissar, Maxwell Yalden, als auch bei dem Historiker Pierre Savard, der mit einer Amerikanerin verheiratet war und drei

zweisprachige Söhne hatte. So einen zweisprachigen Abend zu erleben, war für die Studenten ein besonderes Erlebnis. Da die meisten ja auch gut Englisch sprachen, merkten sie hinterher, dass sie nicht mehr mit Sicherheit sagen konnten, mit wem sie über welches Thema in welcher Sprache gesprochen hatten. Beide Sprachen waren zu einer geworden. Ich selbst hatte mich schon auf Grund früherer Erfahrungen dazu entschlossen, immer nur eine Sprache zu sprechen, vorzugsweise die Muttersprache des Gesprächspartners. Für alle war das jedenfalls eine sehr gute Erfahrung von Zweisprachigkeit.

Wie sehen Sie die Zukunft der Romanistik?

Wir sind alle keine Futurologen. Die Zukunft unserer Fächer ist aber sicher ganz abhängig vom Stellenwert, den unsere Sprachen und Kulturen in Europa und in der Welt haben werden. Rein sprachlich gesehen gibt es mehrere Möglichkeiten der Entwicklung. Der derzeitige *status quo* ist nicht die schlechteste Lösung, bedarf aber einer sie flankierenden Politik. Das wäre vor allem in Bezug auf die Schulsprachenpolitik notwendig, die den Nachbarn in Europa bislang nur ungenügend gerecht wird. Trotz vieler offizieller verbaler Engagements von Politikern z. B. zur Notwendigkeit des Französischunterrichts in Deutschland und des Deutschunterrichts in Frankreich mangelt es auf beiden Seiten an der schulpolitischen Überzeugungs- und Durchsetzungsfähigkeit. Auf europäischer Ebene ist sich das Europäische Parlament vieler sprachpolitischer Schwierigkeiten bewusst, einschließlich der Gefahr nationalistischer Reaktionen, und muss denn auch einen großen Teil seines Etats für den Sprachendienst ausgeben. Alternativ wäre zurzeit die Option für das Englische. Es wird zwar in den allermeisten Schulen prioritär unterrichtet, aber als sogenannte Weltsprache erinnert es zumindest auf mündlicher Ebene an die Diversifiziertheit des Vulgärlateins und dessen Entwicklung zu den romanischen Sprachen. Bei aller Notwendigkeit einer sogenannten Weltsprache, z. B. im Flugverkehr oder der Terrorismusbekämpfung, entstünde im Extremfall also in jedem romanischen Land eine eigene Varietät des Englischen, das als Sprachtyp schon jetzt, d. h. ohne Substrat- oder Adstrateinfluss, wechselseitig nur sehr bedingt verständliche Varietäten vorweist, wie z. B. in den USA oder Australien, wo australisches Englisch sogar als Staatssprache in der Verfassung verankert ist.

Sie halten sich viel in der Schweiz auf. Wäre der dortige Umgang mit den vier Landssprachen nicht als Modell für Europa geeignet?

Im Prinzip ist diese Frage zwar gerechtfertigt. Doch ist nicht zu übersehen, dass der Friede auf der weitgehenden geographischen Getrenntheit der Sprachgebiete (Röstigraben bzw. Polentagraben) beruht. Diese schlägt sich selbst in zweisprachigen Kantonen auch in Mentalitätsunterschieden nieder – wie u. a. die unterschiedlichen Wahlergebnisse bestätigen – und lässt Vorurteile perpetuieren, wie es z. B. eine Untersuchung bei Schülern diesseits und jenseits der Sprachgrenze im Wallis zeigt. Der Friede beruht auch darauf, dass jeder den anderen grundsätzlich in Ruhe lässt. So haben nur ca. 3 % der Deutschschweizer Kontakt zur Romandie. Hinzu kommt, dass z. B. Rekruten mit den Kameraden aus der Romandie lieber englisch als französisch oder deutsch sprechen. Letztere haben zwar gute Deutschkenntnisse und würden gerne deutsch sprechen, scheitern aber häufig daran, dass die Deutschschweizer lieber bei ihrem Schwyzerdütsch bleiben oder eben Englisch wählen. Insofern ist das Vorbild Schweiz eine Erfahrung für das akzeptierte Nebeneinander von Sprachgruppen, aber weniger für das Verständnis des Nachbarn. Wichtig aber bleibt, dass z. B. bei einem Umzug in ein anderes Sprachgebiet der Sprachwechsel unabdingbar ist.

6. Biographische Fragmente – Ansichten und Einsichten

Zum Abschluss möchte ich Ihnen noch einige nach Möglichkeit knapp zu beantwortende Fragen stellen, wie sie mir teilweise aus ähnlichen Interviews im Gedächtnis geblieben sind. Beginnen wir mit Ihrem Traumberuf als Kind...

Als ich ganz klein war, wollte ich wohl Konditor werden, weil ich – zumal in den 40er Jahren – Süßes so gerne mochte; und dann Schreiner, weil ich gern mit Holz gearbeitet habe; und schließlich Forstrat wegen der Möglichkeit, oft in den Wald zu kommen, in dem ich schon als Kind viel allein herumschlich, um Tiere zu beobachten.

Was haben Sie in der Schule für das Leben gelernt?

Es war alles wichtig, abgesehen von höherer Mathematik. Deren Sinn im Stoff eines Gymnasialfachs hat mir niemand erklärt, vor allem im Hinblick auf damals nicht unterrichtete, aber uns viel mehr interessierende Fächer

wie z. B. Wirtschaft, Finanzen, Rechtswesen und die jeweils dazugehörigen Berufsbilder.

Welches war das größte schulische Drama für Sie?

Da gab es keine Dramen, trotz allen Unfugs, den man in diesem Alter treibt. Aber selbst dazu zeigte so mancher Lehrer das angemessene Verhalten, wie es eben ein echter Pädagoge tut. So etwas kann man nicht lernen.

Auf welche außerschulische Leistung in Ihrer Jugend sind Sie besonders stolz?

Da fällt mir besonders eine Radtour mit 17 Jahren ein, den Rhein entlang bis Amsterdam, durch Holland und Belgien und über Eifel, Hunsrück und Pfalz zurück nach Weinheim.

Wer hat Sie am meisten gefördert?

Fördern im üblichen Sinne... – dazu kann ich direkt wenig sagen. Wissenschaftlich habe ich am meisten von meinen sprachwissenschaftlichen Lehrern Hermann-Martin Flasdieck und Kurt Baldinger gelernt; menschlich am meisten vom Literaturwissenschaftler Erich Köhler, mit dem ich auf mehreren Frankreichexkursionen war; wissenschaftlich und persönlich auch viel vom Slavisten André de Vincenz und vom Indogermanisten Ulrich Schmoll. Meine Eltern haben mich durch ihre ruhigen Überlegungen immer insofern gefördert, als sie mir nie etwas vorgeschrieben oder mich zu etwas gedrängt haben. Sie ließen mir alle Entscheidungsfreiheiten.

Welches Studium würden Sie gerne noch absolvieren?

Ein ganzes Studium wäre mir zu langfristig, obwohl mich ein ganzheitliches Medizinstudium sehr interessieren würde, weil Gesundheit bzw. Krankheit das Individuum als Ganzes betrifft, wie es *mutatis mutandis* auch die Sprache tut. Doch habe ich andere wissenschaftliche Prioritäten gesetzt. Aber ein paar Lehrwochen bei einem französischen Spitzenkoch könnten mich schon sehr reizen!

Welches sind die drei wichtigsten Eigenschaften eines jungen Menschen, um die Hochschullaufbahn erfolgreich zu absolvieren?

Fachliche Eignung, Belastbarkeit und Ideenreichtum – ein Professor, der wissenschaftlich keine Ideen hat und keine Probleme sieht, wäre ein Widerspruch in sich.

Was gefällt Ihnen vor allem an Ihrer Arbeit?

Bei mir fallen Arbeit und Hobby zusammen. Dabei gefiel mir immer besonders die Möglichkeit, die eigene Forschung auch in die Lehre einzubringen. Die Identität von Arbeit und Hobby birgt natürlich die Gefahr, dass die Obergrenze der Leistungsfähigkeit nicht erkannt wird, bis der Körper sie setzt bzw. an seinen Schwachstellen reagiert. Dafür war ich selbst das beste Beispiel, als ich in einem Zustand völliger Überarbeitung durch einen Infekt Asthma bekam.

Wie viele Stunden arbeiten Sie durchschnittlich pro Tag?

Bis zur Habilitation ca. 12 bis 16 Stunden, danach 10 bis 12 Stunden, heute als Emeritus bis zu 8 Stunden. Nach der Assistentenzeit und Habilitation ist man in einem Arbeitsrhythmus, aus dem man ohne höhere Gewalt nicht herauskommt.

Wie finden Sie Ausgleich zur Arbeit?

Ausgleich finde ich vor allem durch viel Sport bzw. Bewegung: Tennis, Badminton, Radfahren, Schwimmen, Bergwandern, Skifahren. Das hilft auf jeden Fall dem Körper, auch dem allgemeinen Wohlbefinden, aber gefährlichem Dauerstress bzw. Überarbeitung kann man noch anders entgegenwirken. Man sollte sich immer vor Augen halten, dass es in unseren Geisteswissenschaften doch nicht direkt um die Rettung von Menschenleben geht, wie im Arztberuf. So manchem mag diese Relativierung hilfreich sein, bevor Arbeitsüberlastung, Pflichtbewusstsein, Termindruck, ehrgeizige Forschungsprojekte und Selbstüberschätzung – oder sei es auch nur das ewige Meißeln am eigenen Denkmal – ins Gegenteil umschlagen und die geistige und körperliche Gesundheit gefährden.

Worüber haben Sie sich im beruflichen Alltag immer wieder geärgert?

Über zuviel Bürokratie. Ich habe eine wahre Formularallergie bekommen.

Und wann bereitete Ihnen Ihre Berufstätigkeit richtige Bauchschmerzen?

Wenn ein Kandidat in der Abschlussprüfung wirklich nicht mehr zu retten war oder zu spät zu einer Studienberatung zu mir kam.

Was würden Sie als Ihren größten beruflichen Erfolg bezeichnen?

Sie verlangen Eigenlob, was mir im Prinzip überhaupt nicht liegt. Es geht bei mir auch nicht um ungewöhnliche Superlative in einem normalen wissenschaftlichen Leben. Neben den schon genannten ehrenvollen Erfahrungen will ich aber doch zwei Dinge nicht unerwähnt lassen: Natürlich habe ich mich über den Straßburg-Preis der Stiftung Freiherr vom Stein (FVS) für die Habilitationsschrift gefreut, v. a. aber freue ich mich über sehr erfolgreiche Schüler, die in der Universität als Professoren oder im öffentlichen Leben, beim Rundfunk, bei der Staatsregierung oder in angesehenen Institutionen verantwortungsvolle Aufgaben übernommen haben.

Wo können Sie am besten arbeiten?

Das hängt natürlich von der Art der Arbeit ab. Es besteht ein Unterschied, ob ich ein Wörterbuch redigiere oder über größere wissenschaftliche Probleme nachdenke. Im ersten Fall kann ich überall arbeiten, wo ich mich genügend konzentrieren kann und alle Nachschlagewerke zur Verfügung habe. Im zweiten Fall geht es um die Bewältigung von Forschungsfragen, d. h. um Kreativität, die nicht auf Kommando kommt, wenn ich mich an den Schreibtisch setze. Da hilft oft die Distanz zum Schreibtisch, um den Kopf frei zu bekommen, z. B. durch eine Radtour oder eine längere Wanderung.

Was sind die wichtigsten Bedingungen für den Erfolg als Professor?

In der Lehre sind es sicherlich eine angeborene pädagogische Eignung und die Fähigkeit, den Stoff didaktisch verständlich und interessant zugleich zu präsentieren; in der Forschung die Vertrautheit mit dem Forschungsstand und darauf aufbauend die Neugier, das Erkennen von wissenschaftlichen Lücken, die Entwicklung neuer Ideen und das Stellen weiterführender Fragen.

Woran zeigt sich Erfolg als Professor?

In der Lehre erkennt man ihn an der Aufmerksamkeit der Zuhörer in Vorlesungen und in deren engagierter Mitarbeit in Seminaren; in der Forschung am weiterführenden Beitrag zum Erkenntnisstand und damit zur Wissenschaftsgeschichte und in der Anerkennung der Leistung durch Fachkollegen, auch im internationalen Kontext.

Welches sind die wichtigsten Tugenden eines Vorgesetzten?

Eine glückliche Hand bei der Auswahl der Mitarbeiter, freundliche Distanz in den Umgangsformen, dezidierte Zielsetzung von Arbeiten.

Worauf ist bei der Auswahl der Mitarbeiter am meisten zu achten?

Fachkenntnisse, Fähigkeit zum vorausschauenden Mitdenken und Mitarbeiten, Freundlichkeit und Loyalität.

Was ermöglicht gute romanistische Forschung in der Sprachwissenschaft?

Für mich sind es internationale Kontakte und Zusammenarbeit, besonders mit Muttersprachlern aus den jeweiligen Ländern und Kollegen aus anderen Disziplinen, d. h. die Einbindung der sprachwissenschaftlichen Ergebnisse und Erkenntnisse in interdisziplinäre Zusammenhänge und damit der Einbezug des Menschen und der Gesellschaft, in den Worten Saussures „l'étude de la vie des signes au sein de la vie sociale.“

Was haben Sie in Ihrem Berufsleben über Menschen gelernt?

Dass Adenauer Recht hat, der gesagt haben soll: „So sind die Menschen, es gibt keine anderen.“ Das gilt eben auch für Akademiker und Studierende. Rezensionen z. B. wären da eine wahre Fundgrube für Psychologen. Das So-Sein anderer oder ihre Leistungen z. B. inadäquat bzw. unzutreffend zu beurteilen oder auf wenig euphemistische Art zu kritisieren, ist eine aufschlussreiche Aussage, die viel Informationen über den Charakter des Rezensenten enthält und oft ein Eigentor für ihn ist.

Welche Eigenschaften schätzen Sie am meisten an Ihren Mitmenschen?

Freundlichkeit, Offenheit und Toleranz, nur nicht gegenüber Intoleranz.

Was ist für Sie unmenschlich?

Nichts. Der Ausdruck *unmenschlich* ist als Wortbildung logisch die Negation von Eigenschaften des Menschen. Doch zeigen uns Geschichte und Gegenwart, dass es keine Schandtat gibt, zu der der Mensch nicht fähig wäre. Am schlimmsten sind die Kriege als Armutzeugnisse des menschlichen Geistes, nicht der Völker, die den Frieden wollen, sondern der Machthaber. Aber Sie verwenden das Wort natürlich als ethischen Terminus, der definiert werden könnte als Negation von vorbildlichem oder zumindest sozial akzeptiertem Verhalten. Dazu fällt mir das sogenannte Mobbing als menschenunwürdiges Beispiel ein. Es ist hauptsächlich in

Neid und Missgunst, also auch wieder typisch „(un)menschlich“, begründet.

Was ist Ihre größte Tugend?

Da dürfen Sie nicht mich fragen. Antonymisch hierzu meint Augustinus, dass die Summe aller Laster bei jedem Menschen gleich sei. Das gilt dann wohl auch für die Summe der Tugenden. Die Definitionsfrage für Laster und Tugend bleibt offen. Im Prinzip versuche ich, mit hartnäckiger Freundlichkeit (als solche lobte es der Präsident der Universität Augsburg im ersten Band des Jahrbuchs, das ich begründet habe), Geduld und Korrekturbereitschaft mein Ziel zu erreichen. Aber ob das eine Tugend ist?

Ihr größter Fehler?

Auch da müssen Sie andere fragen. „Der werfe den ersten Stein, ...“, aber es gilt auch, dass an anderen oft vor allem die eigenen Fehler unnachlässig angeprangert werden. Was mich selbst angeht, so bin ich manchmal sicher etwas spontan und emotional in meinen ersten Äußerungen und Reaktionen.

Welche Fähigkeit vermissen sie am meisten?

Eine zusätzliche Fähigkeit würde – im strukturalistischen Sinne – den ganzen Menschen in seinem Verhalten tangieren und gegebenenfalls verändern. Insofern vermissem ich nichts, was freilich das Träumen nicht ausschließen soll.

Wer ist für Sie ein persönliches Vorbild?

Es ist oft immer nur die eine oder andere Eigenschaft, die man bei jemandem bewundert. Bei Goethe beeindruckt mich z. B. sein weiter Horizont, seine Humanität, vor allem aber lässt ihn seine europäische Bildung heute, d. h. nach der nationalstaatlich-euphorisch-desaströsen Epoche, wieder ganz besonders als Ideal erscheinen.

Ihr Lieblingsbuch? Ihr Lieblingsfilm? Ihre Lieblingsmusik?

Da bin ich nicht festgelegt. Ich liebe alles, was mich entspannt und dabei gleichzeitig meine Aufmerksamkeit oder Neugier weckt. Dann sehe ich, ob Lesevergnügen, optischer und/oder akustischer Genuss angesagt ist. Auch viele Gemälde erfreuen mich immer wieder.

Welches sind die wichtigsten Bedingungen für Erfolg im Leben?

„Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg“, aber zumeist auch ein Gebüsch, das durchquert werden muss. Am wichtigsten ist der Glaube an sich selbst und eine positive Lebenseinstellung, so schwer dies manchmal auch fallen mag.

Inwieweit vervollkommnet sich ein Romanist durch seinen Beruf auch persönlich?

Das ist eine interessante Frage. Man sollte zunächst meinen, dass sich ein Wissenschaftler nach Abitur und Studium auch im Sozialverhalten und Nachdenken vom Bourgeois unterscheiden sollte. Wissenschaftliche Qualität ist aber prinzipiell sicher unabhängig von der charakterlichen Prägung zu sehen. Dennoch kann das Fach das Denken, die Mentalität und das Selbstverständnis des Einzelnen beeinflussen. Der Romanist beschäftigt sich mit wenigstens zwei romanischen Sprachen und Kulturen. Dies ist heute mehr denn je auch mit Aufenthalten in den jeweiligen Ländern verbunden und vertieft das Verständnis von Andersartigkeit in kulturellen Gewohnheiten, sozialen und sprachlichen Verhaltensweisen. Das Leben in verschiedenen Welten erlaubt es, die lebendige Aktualität des fremdsprachigen Landes und die Erfahrungen mit seinen Bewohnern anschaulich in die Lehre zu integrieren. Es bringt eine vielfältige Horizonterweiterung mit sich, die sich bei einem alleinigen Forschen im Elfenbeinturm nur sehr bedingt erreichen lässt.

Welches persönliche Ziel möchten Sie noch erreichen?

Laufende Arbeiten soweit wie möglich voranzubringen.

Auswahlbibliographie

- *Spracheographische Untersuchungen zu den Bezeichnungen für Haustiere im Massif Central. Versuch einer Interpretation von Sprachkarten.* Tübingen: Niemeyer 1968.
- *Texte und Dokumente zur französischen Sprachgeschichte. 16. Jahrhundert.* Tübingen: Niemeyer 1969.
- *Texte und Dokumente zur französischen Sprachgeschichte. 17. Jahrhundert.* Tübingen: Niemeyer 1972.
- *Aspekte der Dialektologie. Eine Darstellung von Methoden auf französischer Grundlage.* Tübingen: Niemeyer 1975.
- *Terminologische Untersuchungen zur Einführung des Buchdrucks im französischen Sprachgebiet.* Tübingen: Niemeyer 1979.
- mit Werner Hupka: *Altfranzösisch. Entstehung und Charakteristik. Eine Einführung.* Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1981.
- mit Günther Haensch, Stefan Ettinger, Reinhold Werner: *La lexicografía. De la lingüística teórica al la lexicografía práctica.* Madrid: Gredos 1982.
- mit Paul Fischer: *Le français régional d'Alsace. Etude critique des alsacianismes.* Paris: Klincksieck 1983.
- mit Fritz Abel, Jean-Denis Gendron, Ernst Vogt, Norbert Weinhold: *Französische Sprache in Kanada.* München: Vögel 1987.
- „Le français en Alsace.“ In: Gérald Antoine / Robert Martin: *Histoire de la langue française 1914–1945.* Paris : CNRS 1995, 715–730.
- „Le français en Alsace.“ In: Gérald Antoine / Bernard Cerquiglini: *Histoire de la langue française 1945–2000.* Paris : CNRS 1995, 687–700.
- „Quebec und Paris. Sprachliche Varietäten im ideologischen Konflikt“. In: Ursula Reutner: *400 Jahre Quebec Kulturkontakte zwischen Konfrontation und Kooperation.* Heidelberg: Winter 2009, 21–43.